

Wenn Bilder sich in Szene setzen. Von verstörten und rekonstruierten Beziehungen – zur synthetischen Kraft des Symbols

Karl-Heinz Menzen

Zusammenfassung

E. Cassirer, S. Freud, C. G. Jung, J. Lacan, J. Piaget, D. Stern, Ch. S. Peirce – sie alle haben ein z.T. recht verschiedenes Symbolverständnis. Was sie alle aber gemeinsam haben, ist die Überzeugung, dass Symbole nur in einem Kontext entstehen und eben aus diesem auch verstanden werden können. Das betrifft besonders das therapeutische Verhältnis. Dieses knüpft insbesondere an die frühe Erfahrung des Kindes an, an seine vorsprachliche Erfahrung, aber auch an die Irritationen, die dann im Leben eintreten, wenn die „Sagen-Welt“ der Erwachsenen sich der vorsprachlichen symbolischen Erfahrungen des Kindes bemächtigt. Der Beitrag berichtet davon, wie die Wiederholung dieser frühen kindlichen Erfahrung etabliert wird und eine gemeinsame Ordnung des Erlebens, eine Ordnung der sich miteinander verknüpfenden Bedeutungen entsteht.

Schlüsselwörter: Symbol-Definition, frühe kindliche Erfahrung, Sprachkontext symbolische Ordnung

When pictures are set in scene. From disturbed and reconstructed relationships – to the synthetic force of the symbol

Summary

The expression symbol is used ambiguously and differently. The symbolic concepts of different authors, like Ernst Cassirer, Sigmund Freud, C. G. Jung, Jacques Lacan, Jean Piaget, Daniel Stern or Charles S. Peirce differ of each other. What is symbolic, it becomes established quite early in the context of the development of the child. And it can be deciphered only in just this context. The who, which communicates about the pictures of the child whom you sit opposite, stated: 'I have difficulties to limit the therapeutic respect on the understanding of the therapist for the symbolic statement of the patient. Symbolic statements, and I would like to understand by it personal symbols, become possible and got her meaning in the working respect, in the trusting respect between patient and therapist. It concerns a slide-logical interrelation in which the patient lets arise a picture of his conflicts, fears, the form of his object relations; a picture which releases a counterpicture, as a form of a reflexion or interpretation in the therapist. This reflexion can also be a product of the therapist' (Wellendorf, 1984, p. 234). The teaching analyst Jolande Jacobi (1890-1973) helps her female patient to decipher the symbolic representation of her mother semiotically in their devouring character. Jacques Lacan has said it: Only when a child enters into the language and accepts the rules and dictations of the society, it is able to handle with the other. It is a linguistic-based act on which the existence of the world of the symbol is based. But preceding it is an imaginary respect which forms the basis of the world of the symbol and her order. The contribution reports about how the repetition of this early childish experience is set up and a common order of the experience, an order of the meanings associating with each other originates.

Keywords: symbol definition, early childhood experience, language context, symbolic order

Paul Klee hat 1930 ein Bild gemalt mit dem Titel „Marionetten – bunt und schwarz“ (Abb. 1), zwei Figuren, deren figuraler, nicht verbaler Austausch eine Art gegenseitiger Inkorporation veranlasst, eine Veranschaulichung dessen, was Jacques Lacan als die Funktion des sogenannten Spiegelstadiums beschreibt: die Inauguration der Bilder der Ich-Funktion.

Man kann das Spiegelstadium als eine Art von Initiation, als eine frühe Phase der Identifikation verstehen, sagt Lacan und präzisiert: es sei eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung. (Lacan, 1996, S. 61) Es sei, sagt er, die Aufnahme seines Spiegelbildes durch es selbst als eines Wesens, das noch ohnmächtig und von Pflege abhängig sei, wie eben der Säugling in seinem frühesten Stadium, bevor er der Sprache mächtig ist und in die Funktion eines Subjektes eingetreten ist. Zu diesem Zweck sei eines wichtig, quasi Schlüsselworte bzw. noch nicht verbalisierte Gesten zu finden, die eine Relation herstellen, die sich hinwiederum in eine Art Grammatik fügten und begründeten, was wir mit Symbol und deren Ordnung bezeichnen.

Was symbolisch sei, hat Karl Bühler in seinem berühmten Buch „Sprachtheorie“ gesagt, könne jeweils nur in Relation zum Felde bestimmt werden. Und in der Tat werden die frühen exemplarischen Situationen des Säuglings die symbolische Matrix darstellen, in der das sogenannte Ich (Lacan: je) in seiner – allerdings nicht mehr ursprünglichsten (Ich als *moi*) – Form sich niederschlägt; in der sich eine Art



Abbildung 1

„Marionetten – bunt und schwarz“.

Dieses Gemälde verweist in der Tradition der formal-ästhetischen Kompilations-, Zusammensetzkunst des 19. Jahrhunderts, spätestens seit C. D. Friedrich und William Turner darauf; zielt, wie fast noch 100 Jahre später die Malerei des Bauhauses, darauf, mittels der Komposition der Bildelemente eine bestimmte Aussage zu formulieren (hier: die Liebe von zwei Menschen, die sie buchstäblich ins Mark trifft).

Begriffsregister entwickelt, dessen symbolische Ordnung quasi die Grundlage dafür bietet, dass sich Subjekte in dieser Relation wiederfinden und als solche konstituieren können.

Was symbolisch ist, konstituiert sich also schon früh im Kontext der Entwicklung des Kindes. Und es lässt sich nur entschlüsseln in eben diesem Kontext. Die Therapeutin, die über die Bilder des Kindes, das ihr gegenüber sitzt, kommuniziert, konstatiert: „Ich habe Schwierigkeiten, die therapeutische Beziehung zu begrenzen auf das Verständnis des Therapeuten für die symbolische Aussage des Patienten.“



Jolande Jacobi
1890-1973

Das Bild meiner Mutter: Symbol. Darstellung der Patientin

2 Welten – eine dunkle und eine helle



2 wichtige Figuren

Farben: bes. rosa = weiss = unschuldig und rot=leidenschaftlich

J. Jacobi: Überproportionales – Krallen, Mund

Bewegung: von rechts nach links

Verschlingende Mutter



Der spontane Einfall der Therapeutin

Bild der schrecklichen Mutter

Vgl. griech. Mythologie: Medusa mit den Schlangenhaaren und dem Wahnsinn machenden Blick

Abbildung 2

„Die verschlingende Mutter“.

Das Bild (die linke Bildhälfte stammt von der Patientin; nach Jacobi, 1969/1977, S. 107; bearb. u. kommentiert v. A.) zeigt, wie die Bildelemente im Sinne der hilfeschreitenden Patientin unterschiedlich hervorgehoben, gewichtet und nach Massgabe der Störung zusammengesetzt sind.

Symbolische Aussagen, und ich möchte darunter persönliche Symbole verstehen, werden möglich und bekommen ihre Bedeutung in der Arbeitsbeziehung, in der vertrauensvollen Beziehung zwischen Patient und Therapeut, aus der heraus sie auch nur bedeutsam und verstehbar werden. Es handelt sich um eine dialogische Wechselbeziehung, in der der Patient ein Bild von seinen Konflikten, Ängsten, der Form seiner Objektbeziehungen entstehen lässt; ein Bild, das im Therapeuten ein Gegenbild auslöst, als Form einer Spiegelung oder Deutung. Diese Spiegelung kann auch ein Produkt des Therapeuten sein“ (Wellendorf, 1984, S. 234) Die Lehranalytikerin Jolande Jacobi (1890-1973) verhilft ihrer weiblichen Patientin, die symbolische Darstellung ihrer Mutter in deren verschlingendem Charakter semiotisch zu entschlüsseln: Die eine Welt, die dunkle, bricht in die helle Welt der Patientin ein. die dunkelrot-farbig, energetisch aufgeladene Figur der Mutter (teuflisches Biest) überkommt die rosafarben-zurückgenommene der Tochter (zarte Blume), und das von Sturm und Blitz durchzogene dunkle Weltbild der Mutter ist eine unmittelbare Bedrohung der regenbogenfarbenen Welt der Tochter.

In der Geschichte der bildnerischen Therapien ist die Lehranalytikerin eine der ersten, die im symbolischen Austausch mit der Patientin die von dieser schon lange verdeckten differenten Dimensionen ihrer psychischen Realität wieder erarbeitet. Es ist das, was Jacques Lacan wesentlich als das Symbolische bezeichnet: Das Wort Symbol weise in der griechischen Sprache auf eine zerbrochene Scherbe hin, deren Vereinigung genau das bilde, wonach wir auf der Suche sind, wenn wir von dem relationalen Wert des Symbols sprechen (Lacan, 1954, S. 45). Die Schwierigkeit eines Wilhelm von Humboldt, das Symbolische zu verstehen, ist da gegeben, wo er es ohne seinen Kontext, sein Bezugssystem zu erfassen sucht: „Beim Symbol muss ich mich in die Sinnlichkeit versenken und lange bei ihr verweilen, um die Bedeutung zu ergreifen, die aus der Sinnlichkeit sprachlos, genauer in stummer Sprache, hervorstrahlt“ (Humboldt, in Liebrucks, 1964 f., Bd. 2, S. 142). Wir reden über eine Form der assoziativen Beziehungssetzung in einem gemeinsamen Vorstellungs- und Erinnerungsraum, der gleichermaßen nur gemeinsam zu dekodieren ist. „Das Symbol existiert innerhalb seiner Welt von Symbolen“, sagt Lacan (1954, S. 53); und weiter: „Es könnte ganz allein nicht existieren. Es gibt nicht ein Symbol. Das Symbol besteht als solches nur im Innern eines Systems.“

Jacques Lacan hat es gesagt: Erst dann, wenn ein Kind in die Sprache eintritt und die Regeln und Diktate der Gesellschaft akzeptiert, ist es in der Lage, mit den Anderen umzugehen. Es ist ein sprachbasierter Akt, auf den

sich die Existenz der Welt des Symbols gründet. Aber vorausgehend ist es eine imaginäre Beziehung, die der Welt des Symbols und ihrer Ordnung zu Grunde liegt. Diese Welt ist anderer Natur als die, aus der das Kind kommt, in der das Kind eine andere Ichhaftigkeit (moi ./ je), vor allem Körperlichkeit, speziell Körperbildlichkeit in all ihren noch nicht gewussten Bedeutungen an sich hat und des Bewusstseins nicht mächtig ist.

Wie eine symbolische Ordnung entsteht

Was ist das für eine Welt, in die das Kind hineingeboren wird, die ihm die Grundlage bietet, soziale Beziehungen aufzunehmen und darüber sich zu verändern? Es ist zunächst nichts anderes, nicht mehr als die Körper-Welt des Kindes, sagt Lacan. Es ist eine sich herstellende Geordnetheit dieses kleinen Körpers, die sich als die erste Einheit des Lebens erweist, die eine einheitsstiftende Funktion besitzt. Diese Funktion muss eine gewaltige Leistung vollbringen: Sie muss seine scheinbar partialisierten (Melanie Klein), abgespaltenen Teil-Objekte in den Zusammenhang fügen, – wobei das Wort „fügen“ schon darauf hinweist, dass das erlebt Körperliche zusammenzufügen ist, wo es noch als geteilt, als getrennt erlebt ist: Seine Lippen erhalten bei der Nahrungsaufnahme ihre hungerstillende Funktion, sein Kehlkopf erhält in seinem schreienden Lautgebaren seine soziale Ruf-Funktion. Und beide Körperfunktionen dienen schließlich vor allem dem Zweck, gestillt zu werden, – und das in einer zeitlich erlebten Aufeinander-Bezogenheit. Was Jacques Lacan als *das Imaginäre* bezeichnet, besteht aus eben dieser Funktion: durch Abspaltungserfahrungen zur Einheit des Körpererlebens zu gelangen. Hier zunächst Erfahrung als ein sinnhaft bezogener Prozess, da ein sich einstellendes Erleben, eine noch sublim emotionale, affektive Seite dieses Prozesses, die sich bedeutungshaft an die sinnlich-eindrücklich sich herstellende ankoppelt. Eine Hilfestellung in diesem Prozess stellen Lust bzw. Unlust dar, Erregung und deren Minderung, die in der Koppelung des Sinnhaften und Affektiven alte Koppelungen verstärken oder abschwächen. Wir befinden uns noch in jener Zeit des Kindes, in der sich Bedeutungen physiologisch bedingt assoziieren, in der die Ordnung des Bedeutungsrepertoires – Immanuel Kant und Jean Piaget werden beide sagen: schematisch – noch an die Überlebensreflexe des Kindes gekoppelt sind; in der noch immer das von Lacan genannte „Reale“ von dem sich früh regulierenden Körperbild bestimmt ist.

Der Entwicklungspsychologe Daniel Stern hat einmal gesagt, Symbolisierungen stünden psychologisch in einer Funktion, der eines

Affektgleichs, von „Affektstimmungen“ (Stern, 2011, S. 175). Den Anfang hierzu, zu dieser assoziativen Koppelung von Sinneserfahrungen und affektiven Reaktionen, haben wir benannt: Er besteht in einer Art des kommunikativen Austauschs, der hier – gewöhnlich zwischen Mutter und Kind – statthat. Dieser Austausch ist an eine gemeinsame sich wiederholende Erfahrung zwischen den beiden Agierenden gebunden. Die Wiederholung dieser Erfahrung etabliert eine gemeinsame Ordnung des Erlebens, eine Ordnung der sich miteinander verknüpfenden Bedeutungen. Es ist wie in der Entstehung der Sprache, sagt Jacques Lacan: Es etablieren sich Bedeutungssysteme, die aus einer Kombination von Elementen bestehen, die zuweilen rätselhaften Charakter annehmen – schon aus dem Grund, dass Erfahrungen mit unterschiedlichen Bedeutungsassoziationen besetzt worden und nunmehr nicht nur schwer zu dekodieren, sondern auch zu verknüpfen sind. In diesem Vorgang sind die grundlegenden Affekte hilfreich. In seinem Buch *„Psychoanalyse der frühen Objektbeziehungen“* zitiert Volkan zur Erläuterung René Spitz (1965, S. 103): „Es scheint, dass ein überwältigender Affekt die differenzierte Wahrnehmung der Realität verändert; der Wahrnehmungsbereich ist angefüllt mit den primitiven symbolischen Verkörperungen des Affekts selbst“ (Volkan, 1978, S. 147). Der *Begriff des Symbols* taucht hier zum ersten Mal dezidiert auf „*wie eine von Affekt gesättigte Verkörperung des Selbst- und Objektbildes*“ (ebd.) und bedarf seiner Spezifizierung. Früh gestörte Patienten zeigen in späteren Beschreibungen von ihrer Krankheit, wie diese primitiven symbolischen Verkörperungen erfahren werden: „die Verkörperung des Affekts (wird) zum partialisierten Selbst des Patienten“ (ebd., S. 146); „die Tür verschlingt mich“ (Werner, 1948); „ein kurz vor dem Platzen stehender Ballon“ (Searl, 1962); „er sah sich als ein aufgeblasenes, ballonähnliches Ungeheuer“ (Volkan, 1978, S. 151). Solche Patient-Bilder lassen einen Rückschluss auf das frühe symbolische Leben des Kindes zu, wie René Spitz erläuternd ergänzt: „der Affekt färbt die Wahrnehmung“ (a.a.O.) und erscheint so als symbolische Verkörperung des Affekts selbst.

Für Jacques Lacan ergibt sich aus dieser Gemengelage bildhaft verkörperter Affekte eine Gemengelage von Signifikanten, die sich im Laufe des frühkindlichen Lebens wie eine Sprache strukturieren und das als psychischen Background bilden, was wir unbewusst nennen und worüber unser Bewusstsein nicht verfügt. Solche Erlebnis- und Verhaltenssignifikanten sind, wie Rolf Nemitz (2016) erläutert, zunehmend „mit einem unendlichen Netz von Signifikanten verknüpft“ und bilden die Grundlage dafür, dass das Symbolische als Funktion des Unbewussten nicht mit fixen Sig-

nifikanten verknüpft ist, sondern als *mehrdeutig* zur Verfügung steht. Aus der Unbestimmtheit der Signifikanten ergibt sich daher nach Jacques Lacan ein Reales, das sich nicht aus der Menge feststehender Symbolbedeutungen zusammensetzt, sondern sich gerade dem entzieht, was wir *Realität* nennen: es widersteht sogar dem Zugriff auf die schnelle Symbolbedeutung, es widersteht dem schnellen Gesagterwerden, – weil es sich vor aller symbolischen Geordnetheit vorsymbolisch und vorsprachlich versteht und erst die Benennung, die Sprache, das Symbolische braucht, um Dinge zu ihrer Existenz kommen zu lassen und sie in ihre Ordnung zu versetzen. Die noch nicht sprachlich fixierte und entsprechend nicht eindeutig festzulegende Bedeutungshaftigkeit des je unterschiedlich sinnhaft-affektiv Erfahrenen macht gerade jene nicht zusammenzufügenden Schnittstellen des Realen aus, wovon die zunächst sich vor-, dann symbolisch ins Bild setzende Mehrdeutigkeit lebt, die den relationalen Wert des Symbols bedeutet.

Roland Barthes (1988, 194 f.) erläutert, wie der Sinn einer symbolischen Relation der Zusammenstellung von signifikanten Objekten entspringt, – an einem Mann, der abends liest: „auf diesem Bild gibt es vier oder fünf signifikante Objekte, die zusammen einen einzelnen globalen Sinn übermitteln, den des Ausruhens, der Entspannung: die Lampe, der Komfort des dicken wollenen Sweaters, der Ledersessel, die Zeitung; die Zeitung ist kein Buch; es wirkt entspannend, nicht so seriös: das alles meint, dass man am Abend ruhig Kaffee trinken kann, ohne nervös zu werden. Diese Zusammenstellung von Objekten sind Syntagmen, d.h. ausge dehnte Fragmente von Zeichen ... durch eine einzige Verknüpfungsform verbunden, durch die Parataxe, d.h. durch die bloße und einfache Nebeneinanderstellung von Elementen ... die Nebeneinanderstellung von Elementen (ergibt) einen finalen Sinn.“ Barthes weiß auch jene signifikanten Objekte zu spezifizieren: „Die Signifikanten des Objekts sind natürlich materielle Einheiten wie alle Signifikanten in jedem beliebigen Zeichensystem, das heißt Farben, Formen, Attribute, Accessoires“ (1988, S. 192). In der Auffassung Jacques Lacans lässt sich diese semiologische Schilderung eines, wir würden sagen: Eindrucks, der sich aus der Zusammensetzung kognitiv und emotional wahrgenommener ästhetischer Merkmale ergibt, auf die Entstehung eines frühkindlich nicht-imaginierbaren und nicht-verbalisierbaren Realen übertragen. Die Zerrissenheit, die Fragmentiertheit unserer partialisierten Körperbilder ordnet sich so, dass sich aus den Schnittflächen eines jeden Fragments die symbolischen Operationen als sich herstellende Verbindung und wieder Lösung zwischen den Signifikanten entstehen und nicht in ihrem symbolischen Ausdruck festlegbar sind. Hier gilt das Wort

Lacans vom „Kreisen um die leere Spur“, das in seiner Wiederholung ständig scheitert, etwas zu sagen, was nicht gesagt werden kann (vgl. Nemitz, 2016).

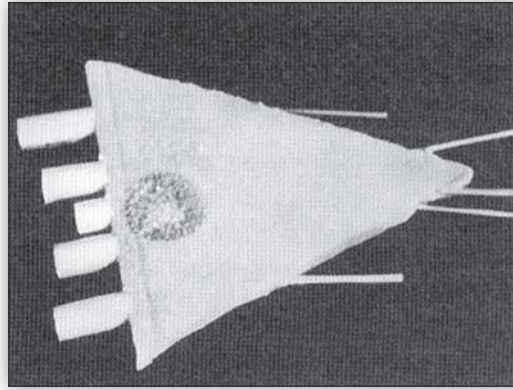
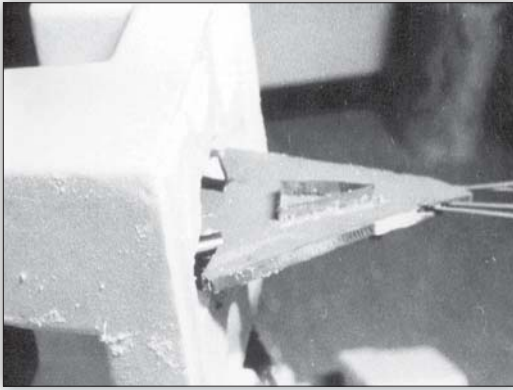
Wie sich die symbolische Ordnung präsentiert

Wenn Sigmund Freud von Symbol redet, dann meint er diejenigen Bewusstseinsinhalte, welche unbewusste Hintergründe ahnen lassen, welche die Rolle von Zeichen oder Symptomen von Hintergrundvorgängen spielen; welche als quasi „Zerrbilder der Kunstschöpfung“, so in einem Brief an Wilhelm Fließ, biografisch – archäologisch zurückzuverfolgen und wiederherzustellen sind, welche reduktiv – konkretistisch auf kindliche Triebgeschichte und deren Verstörung verweisen. Wenn Carl Gustav Jung von Symbol redet, dann meint er einen nicht klar bestimmbaren, je tieferschichtiger desto undeutlicheren Bedeutungskern, der alle möglichen Aspekte offen lässt bzw. in sich vereint; der also für verschiedenste Inhalte stehen kann, aber auf jeden Fall innerpsychisches Geschehen bildhaft ausdrückt, das sinnbildhaft mehr oder weniger Unbekanntes an sich hat und, da oft mythisch – sagenhaft – traumhaft beliehen ist, nie restlos deutbar ist. Jolande Jacobi, die Schülerin C. G. Jungs, hat die Jung'sche Position gegenüber der Freud'schen um den Hinweis verdeutlicht, dass der Symbolbegriff Sigmund Freuds eher zeichenhaft-indexikalisch zu verstehen, eben auf Zeit und Ort der Bedeutungssetzung zu beziehen sei. (vgl. Jacobi, 1959, S. 148). Wenn Jacques Lacan von Symbol redet, dann definiert er dieses – in der Nähe Freuds aber auch sich wiederum absetzend von diesem – aus einem Verständnis des Signifikanten, das sich nicht auf die Sache, sondern auf andere Signifikanten bezieht. Die Beziehung des Zeichens zum Ding ist hier – eher im Sinne der Kritikerin Jacobi – ausgelöscht; er sagt provokant: „das Symbol manifestiert sich ... als Mord am Ding“ („le symbole se manifeste d'abord comme meurtre de la chose“; 1953). Und er meint wie seine Vorgänger, dass das unbewusste Erleben sich keinesfalls in dem spiegelt, was wir als kindliche Realität ausmachen.

Verfolgen wir die Schilderung einer traumatherapeutischen Kasuistik:

Da ist ein Junge, von beiden Elternteilen nach der Scheidung verlassen, abgeliefert in einem Berliner Kinder- und Jugendheim, verstört dort im Keller sitzend und an seinem Projekt arbeitend. Er möchte allen in diesem Heim anlässlich des nächsten Festes zeigen, wie er mit seinem selbst gebauten Shuttle in den Weltraum fliegen kann. Als ich ihn dort im Keller antreffe, werkelt er an einem Styroporblock,

der, das erfahre ich auf Nachfrage, die spätere Raumstation für sein Shuttle abgeben soll. Und wie er erläutert, seine Mitteilungen sind noch recht unbestimmt, will er in einer anderen Welt leben, weit er weg will von dieser hier. Mein Ansinnen als ein mit Bildern arbeitender Therapeut ist es, ihn dazu zu bewegen, dass noch unbestimmt Beschriebene mir genauer zu erläutern. Und wenn er sich dann vor mich aufbaut, mir demonstriert, wie sein Flugzeug fliegt, breitet er die Arme aus und hat einen Blick an sich, der viel mehr vor Augen hat, als er mir im Augenblick zeigt. Erst als ich ihn bitte, mir seinen Shuttle aufzuzeichnen, erfahre ich, dass dieses schwer bewaffnet ist, sehr schnell sein kann, und dass dessen Bordkanzel gut geschützt ist, – offenbar drei Eigenschaften, die für ihn nach all seinen Erfahrungen wichtig sind. Das, was seine schnellen Gleiter, die er aus Styropor herausstanzt, gleichermaßen verraten, aber realiter nicht abbilden, sind genau diese Eigenschaften. Im Verlaufe der Begleitung dieses Jungen werden seine Mitteilungen immer klarer, die Zeichentheorie sagt: nach den ersten ikonischen Anmutungen werden sie indexikalisch immer bestimmter. Die folgenden Zeichnungen, die ich von ihm erbitte, machen das deutlich: Der Shuttlecontainer im Weltraum, die Flugobjekte, die sich in seiner Fantasie abspielenden Szenen bekommen ein Gesicht. Das bisher bloß ikonisch vermittelte und dargestellte Gefühl (ich will hier irgendwie weg) wird zeichenhaft-indexikalisch in seinen möglichen Zusammenhängen und Abläufen immer klarer dargestellt (in den Möglichkeiten, von dieser Erde wegzukommen), entbirgt schließlich das, was ihn unbewusst-symbolisch antreibt. Das zeigt sich an jenem Tag, an dem er den Film „Die Rückkehr der Yedi-Ritter“ und in diesem Film den Kampf des jungen Rebellen (Luke Skywalker) gegen den Vater (Darth Vader) gesehen und als Teil seines eigenen Erlebens identifiziert hat. Die symbolische Verkörperung des bösen (der Vater) und die symbolische Verkörperung des guten Prinzips (der Junge) geraten im Kampf weit oben im Weltraum in einem quasi realen aber symbolischen Akt aneinander. Am Ende explodiert die Erde, wird das Shuttle des Vaters abgeschossen und werden in einer Spezialfähre die Babys dieser Erde auf einen sicheren Stern des Weltraums verbracht. – Die Nacherzählung einer viele Monate dauernden Begleitung zeigt, was sich hinter der realen Ordnung an unbewusster Symbolik verbirgt. Zeigt sich auch, dass der Freudsche Hinweis auf Triebgeschichte (Vater-Sohn-Konflikt) nicht ganz von der Hand zu weisen ist, zeigt sich auch die Bestätigung des Jung'schen Insistierens darauf, dass Phantasmen moderne Mythen beleihen können, zeigt sich vor allem aber, dass die unbewusste symbolische Ordnung sich durchaus über die ikonische und indexikalische Darstellung hinaus erarbeiten lässt.

**Abbildung 3**

Die beiden Bilder dokumentieren einige der Flugobjekte, die der Junge produziert hat. Uns, die ihn Begleitenden, waren sie willkommenen Anlass, seinen Phantasien nachzuspüren, wenn das Flugobjekt aus dem Container herausschoss oder sich im Anflug dem späteren Zielobjekt (seinem Vater) näherte. Die langen Sensoren signalisieren: Komm' mir nicht zu nahe. Die starken Düsen verweisen auf die Kraft und die Schnelligkeit des Selbstobjekts.

Das Symbol und seine kommunikative Bedeutung

Wie schon erwähnt, hat Jacques Lacan darauf hingewiesen, dass das Wort Symbol in der griechischen Sprache auf die zerbrochene Scherbe verweise, deren Vereinigung genau das bildet, wonach wir auf der Suche seien, eine Relativität, eine In-Verhältnis-Setzung verschiedener, nicht unbedingt als zusammen sichtbar seierender Bedeutungen (Lacan, 1954, S. 45). Wo diese zueinander kommen, geschehe Kommunikation. Diese Kommunikation, wie sollte es anders sein, kann auf allen Bedeutungsebenen geschehen. Kommunikation kann rational, gefühlhaft und sinnlich geschehen. Kann, wie wir das aus der heilpädagogischen basalen Stimulationstheorie wissen, auf allen Sinnesebenen Beziehung konstituieren: Propriozeptiv (auf allen Körperempfindungs- und -bildebene(n)), taktil (in allen Formen von Berührung), auditiv (in den kulturell unterschiedlichsten Raum- und Zeitdimensionen des Hörens), geruchs- und geschmacklich (auf der Grundlage dessen, was uns seit frühester Kindheit sinnlich erregend und affektiv unterlegt angeboten worden ist) und visuell (in allen formalästhetisch dekodierbaren, d.h. kulturell vermittelten farblich-formhaft- bildnerischen Arrangements mit Gefühlswerten und -haltungen). Die Aneignung des Symbolischen befähigt uns, wie schon der Schüler Freuds, Theodor Reik („Hören mit dem dritten Ohr“), besonders aber die französischen Psychoanalytiker betont haben (Jacques Lacan, Derrida u.v.a.), Risse – Schnitte – Brüche – Falten zwischen der Erfahrung der Dinge und den von ihnen ausgelösten Erregungszuständen sozusagen in deren Fragmentierung als Möglichkeitserweiterung ihrer innerpsychischen Verbindung und zur Herstellung der oben beschriebenen symbolischen Ordnung zu nutzen. Wie Bruce Fink im Hinblick auf die Annahmen Jacques Lacans von den sich herstellenden Möglichkeiten der sich herausbildenden Erlebniszustände des Kindes sagt, ist „die Einteilung des Realen in einzelne Zonen, bestimmte Merkmale und kontrastierende Strukturen ... Resultat der symbolischen

Ordnung“ (Fink, 2006, S. 46) und wird nicht erst im Austausch, sondern schon in der An- und Übereignung unbewusster Codes genutzt. Oder kurz gesagt: Was wir früh im Leben unter verschiedenen Aspekten erfahren haben, gruppiert sich ggfs. zu Erlebnistatbeständen, die in der Regel bewusst nicht mehr abgreifbar sind, aber in der zwischenmenschlichen Kommunikation eine wichtige Rolle spielen. Solche Erlebnistatbestände führen, wie Freud sagt, dazu, „dass man an seinem Ich irre“ werden kann, führen ggfs. zu „Ich-Verdoppelung, Ich-Teilung, Ich-Vertauschung“ (Freud, 1993, S. 143; vgl. Mazin, 2015, S. 40 f.). Die Möglichkeiten der sinnhaft-affektiven Clusterbildungen sind geradezu die Grundlage dafür, dass die frühkindlich erlernte indexikalische Aufeinanderbezogenheit der Zeichen einer symbolischen Mehrdeutigkeit weicht und dem kommunikativen Austausch, beispielsweise der fragenden Haltung der Mutter oder der überdeterminierten Gebärde des kleinen Kindes, immer neue Spielräume der Deutung eröffnet. Es war Thure von Uexküll (1908-2004), der in den Jahren seines klinischen Schaffens und schließlich mit seinem Buch „*Integrierte Medizin*“ (2002) ein psychosomatisches Kommunikationsmodell vorlegte, in der er die Zeichenausdrücke seiner Patienten unter ikonischer, indexikalischer und symbolischer Hinsicht analysierte. Hiernach wiesen die Äußerungen der Patienten erstens ikonisch auf in vieler Hinsicht propriozeptiv zu verstehende Körperbefindlichkeiten hin (so beispielsweise Äußerungen komatöser oder dementieller Patienten), zweitens wiesen sie indexikalisch auf ursächlich schlüssig nachzuvollziehende Zusammenhänge des Erkrankten hin (beispielsweise Äußerungen autistischer oder psychotischer Patienten), drittens, und als symbolische für uns hier interessant, basierten sie auf symbolisch-mehrdeutigen Verbindungen (beispielsweise essgestörter Patienten), die sich in somatischen Reaktionen als besonders schwierig zu entschlüsseln darstellten. Uexkülls Recherche richtete ihren Blick auf die organischen Erkrankungen, darauf, wie wir die Phänomene der Umwelt in unserem Körper

aufnehmen und passend übersetzen, sodass wir ungestört, das heißt: angepasst mit der Umwelt interagieren können. Bei Uexkülls Modell stand die Zeichentheorie von Charles Sander Peirce (1839-1914) Pate. Diese Theorie ging davon aus, dass ein Zeichen ein Ding ist, das uns ein Wissen von einem andern Ding vermittelt. Dieses Theoriemodell des Austauschs kommunikativer Zeichen hatte noch nicht die Diskussion der symbolischen Ordnung und deren unbewusstes Repertoire im Blick (vgl. Menzen, 2017, Kap. 5.2.2).

Das Symbolische als Konstituens einer Phänomenologie der Innerlichkeit

Roland Barthes, kurzzeitig Analysand und Freund Jacques Lacans, hat uns empfohlen, genau hinzusehen, genau zuzuhören, „*die Stellung ein(zu)nehmen, in der das Dunkle, Verschwommene oder Stumme dekodiert wird, um das ‚Dahinter‘ des Sinns, was als verborgen erlebt, postuliert oder anvisiert wird, im Bewusstsein erscheinen zu lassen*“ (Barthes, 1990, S. 262). Es gehe, sagt er, „auf das Geheimnis“ aus zu sein, „was, in der Wirklichkeit vergraben, nur über einen Code in das menschliche Bewusstsein dringen kann, der zugleich zur Chiffrierung und Dechiffrierung dieser Wirklichkeit dient“ (ebd.): es gehe um „eine Öffnung des Zuhörens auf alle Formen der Polysemie, der Überdeterminierung und der Überlagerungen“ (ebd.). In diesem Vorgang sei es aber erforderlich, alle Dimensionen, nicht nur die unbewussten, sondern auch die impliziten Formen des raum-zeitlich existenten Wirklichen miteinzubeziehen, – dessen „Orte ... immer weniger durch die Institution geschützt“, nicht mehr durch ehemals feste Rollenzuschreibungen definiert seien (ebd.). Das symbolische Ausdrückbare habe im Lauf der Aufklärung bis in unsere Tage der Postmoderne seine Ausdrucksmöglichkeiten erweitert. Die Orte der therapeutischen Kasuistiken haben sich unter der Hand, wie wir oben bestätigt sehen konnten, in andere Sphären verlagert. So gelte es zuzuhören, ermahnt Roland Barthes, wenn beispielsweise die Stimme „ein Bild ihres Körpers (transportiert) und darüber hinaus eine ganze Psychologie (man spricht von einer warmen Stimme, einer eisigen Stimme usw.)“ (ebd., S. 258) Das symbolische Dokument des freudigen oder leidvollen Affekts erscheine als inneres Körperbild, welches, so Barthes (ebd., S. 249), nach dem ersten ikonisch noch unbestimmten Kontakt, zweitens zeichenhaft-indexikalisch in ihrem „bestimmten Code“ zu entziffern sei (ebd.), und welches erst im dritten Durchgang „nicht ... auf bestimmte, klassifizierte Zeichen (zielt)“, sondern dieses Körperbild „erfasst, um es zu verwandeln und endlos in das Spiel der Übertragung einzubringen“;

und hierbei „ohne die Bestimmung des Unbewussten nicht mehr denkbar ist“ (ebd.).

Entwicklungspsychologische Anmerkungen: Selbst- und Objektrepräsentanz

Der Medizintheoretiker Thomas Fuchs hat, hier für uns zusammenfassend, gesagt: „*Durch leiblich-affektive Resonanz lernt der Säugling sich selbst im Anderen kennen*“ (Fuchs, Vogele & Heinze, 2011, S. 55). Er hat das auf den entwicklungspsychologischen Begriff gebracht, was der Neurowissenschaftler Vittorio Gallese nennt: „sich mit dem eigenen Körper in eine Situation hinein(zuversetzen)“ (Sabasch & Eberhart, 2016, S. 35). Das, was ein Kind von früh auf lernt, Vittorio Gallese sagt: „eine verkörperte Simulation“ (ebd.), Siri Hustvedt sagt: „andere Menschen, sozusagen von innen heraus, zu verstehen“ (ebd.), d.h. für das kleine Kind, die Bilder der Welt mit den ersten tastenden Bewegungen seines Körpers einzufangen. Da schiebt sich aus dessen Perspektive ein Bild vor das andere. Da wechselt die Gesichtsform der Mutter mit der Gesichtsform des Vaters. Da konnotieren schon unterschiedliche Gefühle mit den unterschiedlichen Gesichtsformen, frühe Erfahrungen mit sogenannten guten oder schlechten Teilobjekten, die sich mit der Körpererfahrung des Kindes verbinden. Da sind zunehmend nicht mehr die Objekte des Mutter- oder Vater-Selbst vor Augen, sondern die eigenen Selbst-Bilder, die als symbolische dadurch gekennzeichnet sind, dass sie Übergangsartig und sich wandelnd die äußere und innere Welt des Wahrgenommenen verbinden. Übergangsartig spiegeln sich plastisch-ausdrücklich die sich immer mehr differenzierenden Formen der unmittelbaren Welt des Kindes. Und begleitend sind die jeweils entstehenden symbolischen Bilder mit sogenannten primitiven Körperfunktionen sinnbildlich assoziiert (Fordham, 1974, S. 95 f.; Volkan, 1978, S. 146 f.). Wir könnten es wie folgt zusammenfassen: Das was wir archaisch oder archetypisch in der frühkindlichen Selbst- und Objekterfahrung nennen, gründet auf den ersten frühen Erfahrungen mit sogenannten guten oder schlechten Teilobjekten, die mit Gefühlen wie Lust oder Unlust und besonders eng mit der Körpererfahrung des Kindes verbunden sind. Die ersten Erfahrungen des Kindes – ein Gesicht (Bild), eine Stimme (Ton), eine Berührung (Körperempfindung), ein Körpergefühl (proprio- und kinästhetische Empfindung): Das Kind wird mit einem Netzwerk von Schemata, mit einem Netzwerk von Schemata des Zusammenseins konfrontiert, Daniel Stern zählt sie auf, die sensormotorischen, die perceptuellen, die gefühlhaften, die narrativen Schemata jener Bilder, die ihm, dem Kind, vor

Augen sind (Stern, 1998). Und wir, die Leser, die wir uns in die Wahrnehmungswelt dieses Kindes hineinversetzen, können ahnen, wie sich ungute, schlechte Gefühle wie Angst oder Schmerz, aber auch ihr daraus resultierendes Gegenteil verselbstständigenden können, wie sich sozusagen verkörperte Gefühle als Teil der Psychische aus dem Ich lösen können, „um ein relativ dauerhaftes Nicht-Ich zu bilden“ (Fordham, 1974, S. 95 f.). Da ist zum Beispiel der Vater mit seinem immer distanzierenden, ihn als kleinen Jungen anschauenden und ihn alleinlassenden Blick, da „wird auf der inneren Bühne als Replikant, als Kopie dieses Vaters (ein Bild – Anm. des Autors) aufgerichtet“ (Peichl, 2015, S. 47), und da wird ein Bild verinnerlicht, unter Umständen lebenslang, in dem steten Gedanken, nicht anerkannt zu sein. Der Blick des Vaters legt sich wie ein Tau über die Körperwelt des Kindes und deutet implizit-symbolhaft an, dass das Kind unerwünscht ist.

Wir sind dabei, die frühkindlich entstehenden Bilder von mir selbst und dem Anderen zu dekodieren, die Repräsentanzen meiner selbst und meiner Umwelt. Und wir erfahren, wie die symbolischen Präsentanzen diese unter Umständen unverträglichen Weltbilder körperlhaft und lebenslang konstituieren. So bleiben diese Symbole als Bilder verinnerlicht, beispielsweise die Gedanken des kleinen Kindes, nicht anerkannt, nicht gemocht zu sein. Die folgende Geschichte von Yussuf und seine Selbstinszenierung kann dies illustrieren:

Verträumt schaut Yussuf auf sein Bild, dass er gemalt hat. Es ist so eine Art Gespenst, das einen kleinen Jungen vor sich an seiner Brust hat und ihn mit seinen riesigen blauen Armen umfängt. Es ist für ihn wie ein Traum: Fast jeden Tag wird er von seinem Vater geschlagen, erfährt der Junge, wie dieser Mann seinen Gürtel abzieht und mit der eisernen Schnalle auf ihn einschlägt. Der Vater will offenbar verhindern, dass der Junge weiter schreit. Was soll dieser aber sonst tun, so verloren in dieser Welt? Es ist gar nicht so lange her, dass der Vater und die Mutter und zwei seiner Geschwister in Berlin-Tempelhof gelandet sind. Der Vater, bis dahin Gefangener der christlichen Milizen im Libanon, flieht mit seiner ganzen Familie nach Deutschland. Und in eben diesem Augenblick, wo die Maschine landet, wird Yussuf geboren. Ab dann sehen wir ihn in typischen Flüchtlingsstationen: in dem Blechcontainer auf dem Berliner Flughafen, in dem Blechcontainer in Singen am Bodensee. Die ganze Familie fühlt sich eingesperrt, nicht befreit. Der Junge krabbelt, er kriecht, er schreit, er will hinaus, und beide Eltern wachen darüber, dass er nicht zu laut wird. Wenn der Junge aber zu viel schreit, schlägt der Vater wieder. Und so lernt der Junge, quasi das Symbol der Befreiung des Vaters, Liebe, Umarmung, aber auch: Schläge, – und das alles im schnellen Wechsel. Der Junge wird buch-



Abbildung 4

stäblich irre an sich selbst. Wer ist er selbst, – fragen wir, fragt er sich, als er mit mir vor jener Wand der Caritas-Bibliothek steht, um sich selbst in einem Graffiti an die Wand zu projizieren. Liebevoll entwirft er seine Figur. Er hat sie entliehen aus dem Film Aladin, von dessen Protagonisten, einem Jungen, der einen Geist aus der Flasche lässt und dann in Beziehung zu diesem Geist tritt. Diesen Geist und sich selbst malt er an die Wand. Und als er schließlich und nach langen Monaten des Einsatzes vor seinem Bild steht, und als er sich selbst in den Armen des großen Geistes gehalten sieht, ist es dieses Symbol für einen Zustand, den er schon lange entbehrt, der aber immer in seinem Innersten präsent ist, – fest gehalten zu werden.

Wir fragen nach den Selbst- und Objekt-repräsentanzen – und sehen beide in Jussufs Geschichte ins Bild gesetzt: Es sind Gefühlszustände eines heranwachsenden Jugendlichen, der sich hier in den Armen einer sowohl übermächtigen, aber sich jeden Augenblick verflüchtigen könnenden Instanz als geborgen imaginiert. Wenn der Entwicklungspsychologe Daniel Stern meinte, dass die Affektregulation des Säuglings vor allem über die affektive Gestimmtheit der Bezugsperson geschehe, erhalten wir hier einen Einblick in den Schrecken, wie dieser in der Zeit des Spiegelstadiums zuweilen sich einstellt, Einblick aber auch in ein Bewusstsein von Macht: Das kleine Kind in seiner körperlich und geistig bedingten Ohnmacht entwickle eine „symbolische Matrix“ in der es sich in seiner ursprünglichsten Form repräsentiert sieht, in der „die totale Form des Körpers, kraft der das Subjekt in einer Fata Morgana die Reifung seiner Macht vorwegnimmt,.. ihm nur als ‚Gestalt‘ gegeben (ist)“; in der das kleine Kind sozusagen „schwanger (gehe) mit den Entsprechungen, die das Ich (je) vereinigen mit dem Standbild, auf das hin der Mensch sich projiziert, wie mit dem Phantomen, die es beherrschen“ (Lacan, 1949, S. 64 f.; 1954, S. 45); vgl. <http://www.peter-zeilinger.de>.

at/download/04_Materialblatt_091112_(Lacan).pdf). Das Spiegelstadium sei ein Drama, sagt Jacques Lacan, „dessen innere Spannung von der Unzulänglichkeit auf die Antizipation überspringt“ (Lacan, 1949, S. 67).

Wir wollen genauer nach der Entstehung der Selbst- und Objektrepräsentanzen fragen, wollen fragen, was an dem Entstehungsort diesem wohl wichtigsten konstitutionellen Muster des Menschseins passiert. Fragen gezielt danach, wie sich einzelne Episoden der kindlichen Erfahrung zu generalisierten Mustern, zu inneren Bildern „aus-bilden“. Wir fokussieren auf jene Episoden wie zum Beispiel auf das Füttern, das Schaukeln, das Wiegen, das Trösten, das Gekränkt- oder Verletztwerden, auch das Schmerzenerleiden oder -zufügen, – wir focussieren bewusst auf jene Muster, die sich periodisch wiederholen und nach den Erkenntnissen derzeitiger Neuro-/biologie infolge der ständigen Wiederholung zu festen synaptischen Verschaltungen und auf diesem Weg zu generalisierten Erinnerungsbildern führen (vgl. Peichl, 2015, S. 79; Shaw, 2016). Wir hatten es schon mit Thomas Fuchs gesagt: „Durch leiblich-affektive Resonanz lernt der Säugling sich selbst im Anderen kennen“ (Fuchs, 2011, S. 55) Wir erhalten in der Geschichte von Yusuf einen Hinweis darauf, wie das objektive Merkmal der Übermächtigkeit des Vaters und wie das subjektive Merkmal der Ohnmacht des Jungen sich in bildhaften Selbst- und Objektrepräsentanzen spiegelt. Wir erfahren in dieser Geschichte auch, wie der motorische Entwicklungsdrang des kleinen Jungen schlecht verstanden und seitens des Vaters affektiv falsch gespiegelt wird. Wir werden Zeugen der Entstehung eines fremden Selbst, gleichermaßen Zeugen einer double-bind-orientierenden, hierdurch sich als fremd erweisenden Person bzw. Objekts (Brockmann & Kirsch, 2015, S. 16).

Der Psychoneuroimmunologe Joachim Bauer hat neurologisch genauestens umschrieben, wie sich in der Resonanz der Bezugsperson das entstehende Selbst mittels aktivierter Hirnareale synthetisiert: Wenn Selbst-Funktionen angesprochen werden (z.B. „Das hast du aber gut gemacht!“) verschalten sich das Vorderhirn (das gefühlsgeladene Handlungsgedächtnis), das sich über diesem und nach hinten sich erstreckende Gürtel-Gehirn (der gefühlbetonte Anteriore Cinguläre Cortex/ACC), die körperrückmeldende sogenannte Insel (die Insula), die Personen speichernden Schläfenlappen (Temporallappen) und die Scheitellappen (hier besonders die nach hinten versetzten Lappen des Precuneus, die besonders für die Vernetzung der personalen Merkmale zuständig sind). Da aber im Säuglingsalter noch nicht alle Hirnareale entwickelt sind – der Hirnstamm entwickelt sich beispielsweise vom achten Monat vor der Geburt bis zum ersten

Monat danach, die Amygdala entwickelt sich im ersten Monat nach der Geburt, Aufmerksamkeit, Empathie und Bindungsverhalten zeigen sich im Vorderhirn im 3. bis 9. Monat nach der Geburt, der gefühls- und erinnerungsorientierte Hippocampus entwickelt sich im fünften Monat nach der Geburt und das Kleinhirn wie die Basalganglien, beide zuständig für die Bewegungsentwürfe entwickelt sich im zweiten Monat nach der Geburt –, da also nicht alle Hirnareale als entwickelte zur Verfügung stehen, wirken sich das Fehlverhalten der Bezugspersonen entwicklungsneurologisch unterschiedlich aus und werden gewöhnlich zeitlich falsch verortet bzw. übersehen (Markowitsch & Welzer, 2005, S. 235) Und auch entwicklungs-genetisch können wir die Resultate einer gestörten Spiegelung im frühen Säuglingsalter nicht genau benennen: Wir wissen seit Neuem, dass das Gehirn generell bei emotionalen Ereignissen und je nach Situation die Ausschüttung neuromodulatorischer Stoffe (Noradrenalin, Serotonin, Oxytocin, Dopamin) veranlasst und deren Rezeptoren verändert. Wir wissen auch, dass durch die Wiederholung dieser emotionalen Ereignisse und Situationen die genetische Verfassung des Kindes in Bezug auf die erforderlichen psychischen Reaktionen geprägt wird. Das kleine Kind benötigt also in den jeweiligen Situationen eine erlernte Gen-Bereitschaft und -reaktion, die es ihm ermöglicht, mit der Hilfe dieser Stoffe auf die jeweilige Situation zu reagieren. Das Kind kann nur die jeweiligen Situationen bewältigen, wenn es aufmerksam, motiviert, empathisch, ängstlich oder freudig reagieren kann, wie es dies vormals gelernt hat. Was N. Strüber (2016, S. 52-55) in dem Beitrag „Erste Schritte in Richtung Persönlichkeit“ dokumentiert, ist nichts weniger als die signifikante Beschreibung dafür, wie in bestimmten emotionalen Situationen im Kind eine bestimmte Genbereitschaft und, was die Informationsstruktur nach der Aufforderung an das Gen, zu reagieren, angeht, eine bestimmte Information (per Protein und bestimmter Rezeptoranbindung) im Kind ausgelöst wird. Strüber beschreibt, wie solche Genreaktionen, d.h. -bereitschaften sich möglicherweise lebenslang durchhalten können. Das heißt für unsere Argumentation übersetzt: wie sich ein wenig feinfühliges, allzu impulsives, aggressives oder nicht aufmerksames Verhalten in der Genstruktur des heranwachsenden Kindes niederschlagen und, das müssen wir annehmen, die symbolische Ordnung des Kindes grundlegend verändern. Die problematischen frühkindlichen Bindungsmuster, die schon früh grundgelegt werden können, wirken bis ins Erwachsenenalter fort und beeinträchtigen die Regulierung der Gefühle, deren Ausdruck infolge zuweilen schwierig ist zu dekodieren (Söllner et al., 2016, S. 227 f.).

Der offene und der verdeckte Sinn

Wir haben im Rückgriff auf Bemerkungen Jacques Lacans zum Imaginären, Realen und Symbolischen vermerkt, dass das symbolische Denken prälogisch und als frühe Stufe des Denkens der Sprache vorhergehend ist, wie Otto Fenichel sagt (1983, Bd. I, S. 75): Der Psychoanalytiker Fenichel merkt an, „dass die Symbole als Residuale einer archaischen Wahrnehmungsweise der Welt allen Menschen in gleicher Weise gemeinsam sind wie affektive Syndrome“. In gewisser Weise und auf das sich entwickelnde Denken bezogen seien sie apperzeptiv-insuffizient (Silberer, 1912), d.h. eher einem archaischen, primitiven Denken verpflichtet, – welches aber verdrängt und durch ein bewusstes Vorstellungsbild/Symbol ersetzt werden könne (Schlange für Penis) (Fenichel, 1983, S. 76). Diese Ersatzleistung spielt im frühen Leben des Kindes da eine besondere Rolle, wo statt eines nicht abzubauenen Erregungszustandes ein Bild oder Modell des erregenden Objektes symbol-ersatzhaft implantiert wird. Diese Ersatzleistung spielt ebenfalls da eine Rolle, wo der Erregungszustand nicht abgebaut wird und das Symbol pars pro toto eine stabilisierende Rolle im psychischen Haushalt übernimmt. Wir stehen an der Schwelle zur ersten Objektwahrnehmung des Kindes und ahnen, welche Rolle das Symbolische sowohl in seinen apperzeptiven Erkenntnisbemühungen wie in seinen Möglichkeiten, aus Gründen der Abwehr das Erkannte umzuformulieren, es bildhaft umzukodieren, spielt. Unbewusste und bewusste Bildvorstellungen werden konnotiert und äußern sich in derselben emotionalen Reaktion. Dieselbe Wortvorstellung (Abreise = Tod, Reiten = Geschlechtsverkehr, König = Vater) kann in Zukunft in ihrer symbolischen Gleichsetzung zum Zweck der Erregungsabwehr innerbildhaft benutzt und ausgedrückt werden (vgl. ebd.). Ein offener und ein verdeckter Sinn beziehen sich angesichts eines sich noch nicht identifizieren könnenden Subjekts auf dieselbe Vorstellung (ebd., S. 74) und vereinigen sich in der gleichen emotionalen Reaktion.

Ich vergesse nie jenen Vormittag, an dem die von mir betreute Studenten mich einlädt, den kleinen fünfjährigen Jonas zu beobachten und mit ihm zu spielen. Das Spiel besteht darin, dass der Kasper das Krokodil tot schlägt und umgekehrt das Krokodil den Kasper tot beißt. Dieser Vorgang wiederholt sich ohne Ende. Ich liege mit dem kleinen Jungen auf der Matratze auf der Erde, und wir wechseln in stetiger Folge unserer Rollen, mal Kasper, mal Krokodil zu sein. Wiederholungszwanghaft muss der eine den anderen tot schlagen oder tot beißen. Ich möchte diesen Kreislauf gerne durchsprechen, merke aber, wie stark der Zwang des Jungen ist, der Wiederholung zu folgen. Offenbar steht das

Töten bzw. das Totsein im Augenmerk des Jungen, der offenbar den jeweiligen Zustand emotional erfassen, nachvollziehen möchte, oder aber für seinen inneren emotionalen Zustand, in dem er sich befindet, einen bildnerischen Ausdruck finden möchte. Erst spät nachmittags, als ich nach Hause zurückgekehrt bin, finde ich in Donald W. Winnicotts Buch „Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse“ den Hinweis auf das, was in höchst dramatischer Weise im Innern des Jungen vor sich geht. Winnicott spricht von Abwehrformen, die spielerisch dramatisch und in szenische Bildabfolgen gesetzt den Verlust des Vaters, der aus der Familie weggegangen ist, immer wieder emotional durchzuspielen versuchen. „Könnte es sein“, fragt Winnicott (1976, S. 140), „dass die Hauptsache an der Aufführung eine Verleugnung des Totseins ist, eine Abwehr gegen depressive Vorstellungen vom Tod im Inneren?“ Und zusammenfassend: Könnte es sein, dass der Betroffene „mittels der omnipotenten Fantasien“ seiner inneren Realität zu entkommen sucht, dass das, was wir erleben, „Teil der Bemühungen des Individuums (ist), mit der inneren Realität fertig zu werden“ (Winnicott, 1976, S. 138).

Roland Barthes hat es einen „konstruierten Sinn unter der Maske eines gegebenen Sinns“ genannt (1990, S. 40) und darauf hingewiesen, dass das offen zutage liegende Sinnhafte in seiner Komposition als einem beachtenswerten ästhetischen Signifikat gegebenenfalls in all seinen Bedeutungen auf den verborgenen Sinn verweise, dass die *Komposita des Bildes in ihren bildnerischen Konnotationen zu beachten* seien und sich der „Überraschungen des Sinns“ auszusetzen hätten. Er spricht nicht nur von den impliziten kulturellen Bezügen der Bilder, sondern von einer Bild-Semiologie, in der „das Signifikat ständig verschoben“ werde, in der die Kodifizierungsarbeit einer steten Variation unterliege (Barthes, 1990, S. 158). Die Eindeutigkeit des kindlichen Bildeindruck vermöchte sich, so sein Hinweis, unter der Hand zu verflüchtigen und das Kind in eine Art von Suchbewegung des Ausdrucks zu versetzen. Und die Therapeuten, so Winnicott, hätten die Aufgabe, sich an den „Oberflächen-gefühlen“ dieser verkleideten Körper, eben an den ästhetischen Signifikanten von Kasper und Krokodil abzuarbeiten (Winnicott, 1976, S. 255). Es ist nicht die Aufgabe des Therapeuten, den Sinn offen zu legen; dessen Aufgabe ist es, den kleinen Patienten behutsam an den verborgenen Sinn heranzuführen.

Eine sich nicht abbauende wollende Angstbereitschaft des Kindes

Was wäre, wenn Jonas nicht gelernt hätte, den erregenden Verlust eines Elternteils zu verarbeiten? Was wäre, wenn die aufgestaute innere

Spannung zur Dauerangst geworden wäre, zu einer Bereitschaft, Angst zu entwickeln, die, wie Fenichel beschreibt, an eine besondere Situation, wie sie Kinder in den Eheauseinandersetzungen ihrer Eltern oft erleben, gebunden wäre, die den ersten großen Angstanfall des Kindes ausgelöst hat? Was wäre, wenn diese Situation, wie sie eine meiner Patientinnen schilderte, darin bestanden hätte, dass der Vater im Verlauf dieser Auseinandersetzung handgreiflich geworden und seine Frau in Gegenwart des Kindes blutig geschlagen hätte? Was bliebe als Resultat im psychischen Leben dieses Kindes dokumentiert?

Meine Patientin schildert genau diese Konstellation und ihre seit fast 15 Jahren nicht abnehmen wollende Angstbereitschaft, die sie an bestimmte Situationen bindet. In vielen Kohleskizzen umschreibt sie diese Situation, bebildert diese und setzt sich in Gegenwart des therapeutischen Hilf-Ichs diesen Bildern aus. Die Angst als eine ikonisch nicht bewusste (es überfällt mich, ich beginne zu schwitzen, mein Herz rast), erst auf Nachfrage als indexikalisch erschließbare (wenn ich auf die Straße gehe, breche ich zusammen, liege im Rinnstein und werde von den Leuten begafft), ist über ihre Bildzeichen zunächst nicht denotierbar. Sie spaltet im Sinne Freuds ihr Selbst in Teile (Freud, 1993, S. 154), deren einer unerreichbar bleibt. Sie schafft Fremdkörper ihrer eigenen psychischen Realität – bis zu jenem Augenblick, in dem sie das sie ängstigende Bild zwischen uns legt und mithilfe meiner Anwesenheit wie mit einer Art menschlicher Prothese betrachten kann. Im Wochen-Tages-Stunden-Minuten-Takt ziehen die entsetzlichen Bilder, die zwischen uns auf dem runden Tisch liegen, an uns vorüber. Es herrscht zwischen uns eine zunächst ungewollte, dann immer mehr gesuchte Sprachlosigkeit (ein in der Regel 50 Minuten andauerndes Schweigen), die es – offenbar seitens der Patientin erwünscht – mir ermöglicht, quasi in die Rolle eines, wie Derrida (1995, S. 200) formulierte: „prothetischen Leibes“ zu schlüpfen, um ihrer, der Patientin symbolischen Ordnung, teilhaftig sein zu können.

Das, was sich in den Bildern immer wiederholt, sind Gefängnis-Folter-Selbsttötungs-Angst-Szenen, die unbestimmt-zeichenhaft d.h. ikonisch nicht nur das Bild (DIN A4), sondern den Raum, die therapeutische Zeitspanne fühlen, als gelte es, in diese angstbesetzte Raum-Zeit-Spanne nichts anderes, selbst das prothetische Hilfs-Ich, nicht eindringen zu lassen. An jenen Dienstagabenden von 18.10 Uhr bis 19.00 Uhr existiert nur ein unbewusstes Archiv voller Angst, das kaleidoskopartig seine Bilder preisgibt und keines Zusammenhangs, keiner synthetischen Erläuterung zu bedürfen scheint. Was in diesem Verfahren antreibt – mir fallen die von Fenichel sogenannten „gefährlichen Triebregungen“ ein (Fenichel, 1983, Bd. II, S. 15)

eine Begrifflichkeit, der ich immer als allzu kulturell gebunden aus dem Weg gegangen bin –, ist eine hysterisch sich inszenierende Angst, deren „Verdrängungsaktivität“ (ders.), wie sich später zeigen wird, eine ganz bestimmte Vorstellung nicht zulässt. Der massiven Abwehr kommen gerade in diesem Fall die vielen unbewussten symbolischen Bilder, die Ängste legitimierend, zugute. Und so blättert jenes Unbewusste durch sein zur Verfügung stehendes Repertoire symbolischer Angst- und Zwangsvorstellungen, hierbei dem dabei sitzenden Therapeuten die Rolle eines Zuschauers gebend, aber genau auf dessen emotionale Reaktionen achtend. Was sich erst im Laufe der Therapie als heilsam herausstellt, ist, dass der Nachvollzug jener emotionalen Reaktionen für die Patientin der einzige Weg ist, zum bildhaft vermittelten Kern ihre Ängste zu kommen. Die immer deutlicher gegen sie selbst gerichteten Tötungs- als Bestrafungsinstrumente (Spritze, Gift, Gas, Messer, Beil) sind in den Bildern immer dann inszeniert, wenn ein sich nicht preisgebender Gedanke einstellt. Und dieser offenbart sich den beiden Zuschauern, der Patientin und dem Therapeuten nicht, solange die Abwehr hält (viereinhalb Jahre). Die Offenbarung ist für beide Zuschauer überraschend und überzeugt einmal mehr von der Existenz der unbewussten Vorstellungskräfte.

Was würde passieren, habe ich die Patientin zu Beginn der Therapie gefragt, wenn sie auf die Straße hinausginge? Dann würde ich umfallen und in der Gosse liegen, hat sie gesagt, und dann würden mich alle Passanten anschauen. Und ich dachte mir im Stillen: „gefallenes Mädchen“. Wie recht ich mit dieser Assoziation hatte, die ich leider im Anschluss verwarf, bestätigt Fenichel, wenn er sagt, „dass viele der phobischen Ängste sich unmittelbar auf Gleichgewichtsempfindungen richten“ und dass „häufig ... Gleichgewichtsempfindungen ... Repräsentanten infantiler Sexualität (sind)“ (Fenichel, 1983, Bd. II, S. 20). Starke sexuelle Erregungszustände und Ängste, so Fenichel, korrelieren mit Gleichgewichtswahrnehmungen; sie korrelieren entsprechend gleichermaßen mit Verunsicherungen des Körper- und Raumpfindens (ebd.). Wenn die Patientin nach viereinhalbjähriger Therapie eine Illustration dessen mitbrachte, was sie sich wünsche, war dies ein kleiner Vogel, der auf einem ihrer angehobenen Knie wie auf denen einer mit Flügeln ausgestatteten Ballerina saß, um zu drei neben ihr platzierten Rosen zu fliegen. Auf Nachfrage symbolisierten die drei Rosen ihren Vater, ihren jetzigen Ehemann und mich (den sie aber nicht benennt; die letzte und größte Rose). Der bildhaften Liebeserklärung folgten in den nächsten Stunden immer wieder Illustrationen, in denen sie sich nackt darbot. Sie hatte offenbar gelernt, wie ein Vogel umherflatternd mit den unterschiedlichen Gleichgewichtslagen

zu experimentieren. Aber immer noch war da dieses Bild, dieser „gemeinsame Faktor aller Phobien“ in ein Bild gesetzt: „In der Kindheit“ können „Gefahren durch den Schutz mehr oder weniger allmächtige Objekte der Außenwelt gebannt werden“ (Fenichel, 1983, Bd. II, S. 24). Menschen, die eine sich nicht abbauen wollen- de Angstbereitschaft im frühen Leben haben lernen müssen, „benehmen sich also wie Kinder, deren Ängste beschwichtigt werden, wenn ihre Mutter am Bett sitzt und ihr Händchen hält“ (ebd., S. 26). Die Patientin hat mich bis am Schluss unseres Zusammenseins am Telefon gebraucht, um sich des 17 Jahre benötigten Schutzes ihrer Wohnung zu begeben und mit ihrem Mann in die 150 km entfernte Stadt zu fahren. Nach diesen Erfahrungen reiste sie um die ganze Welt und versicherte mir aus der Ferne immer wieder ihr Dankesgefühl.

Wie das Ich und die Objekte am eigenen Körper entdeckt werden

Freud hatte es formuliert, dass „das Ich ... vor allem ein körperliches (ist)“, dass die Perzeption des eigenen Körpers, dass die Erfassung des Schemas des eigenen Körpers den Kern dieses Ich ausmache (Freud, zit. in Fenichel, 1980, S. 74). Jacques Lacan, wir hatten es oben gesehen, hat diesen Gedanken in seinem Traktat über das Spiegelstadium als Bildnerie der Ichfunktionen fortgeführt. Hat beschrieben, wie die innere Spannung des Kindes in seiner Empfindung von Unzulänglichkeit auf dem Weg des Ich als *moi* zum *je* partielle Körperzustände antizipiert, um sich imaginär über den Prozess der verschiedensten Abspaltungen, der Bildungen der sogenannten Partialobjekte (Melanie Klein), als einheitliches aber als äußerlich erlebtes Körperbild zu entdecken. Wir hatten oben beschrieben, wie das Lacan'sche Reale von den früh partialisierten und elementaren Körperbefindlichkeiten bestimmt wird und die Grundlage für die mehrdeutige Struktur der symbolischen Ordnung abgibt. Wie das Ich also einerseits sich an den eigenen Körperregungen entdeckt, unterwirft es sich andererseits den strukturellen Bedingungen dessen, was es leibhaftig über das andere ihm Entgegenstehende erfährt. Wenn Freud von Triebverzicht oder Kulturversagung spricht (vgl. Freud, 1974, Kap. 3), dann meint er diesen Vorgang einer grundlegenden Verwandlung des ursprünglichen Ich (*moi*), ohne den die Welt der Objekte, die Realität um uns herum nicht wäre. Wenn Freud von gesellschaftlichen Instanzen redet, dann von institutionalisierten Anpassungsvorgängen, die das Kind in seiner erregenden Offenheit für die signifikanten Eindrücke der Welt und ihrer möglichen Bedeutungen, d.h. für die „Anspielungsfelder“ der Bedeutungen (Barthes, 1990, S. 166), einen-

gen und im sogenannten Triebverzicht jene erregenden Anspielungen abtöten lassen (Lacan).

Resümee: Von verstörten und rekonstruierten Beziehungen

1. Die Welt der Zeichen und Symbole ist von Relationen geprägt, die erst in ihrer funktionellen oder strukturellen Synthese das zuwege bringen, was wir Anpassung nennen. Auf allen Stufen des Lebens ist es erforderlich, dass sich jeweils artgebundene prägnante Gestalten herausbilden, die auf der Ebene des humanen Ausdrucks „Merkmale und ... Strukturen“ als „Resultat der symbolischen Ordnung“ (Fink, 2006, S. 46) gestalthaft bilden, um körpergestalt- und bildhaft zur Sprache zu kommen. Der Sprachtheoretiker Karl Bühler hat von einer „Relation zum Felde“ gesprochen (1978, S. 184); die Psychoanalytikerin Elisabeth Wellendorf hat von einer „Arbeitsbeziehung ... zwischen Patient und Therapeut“ (1984, S. 234) gesprochen und wie viele Symboltheoretiker vor ihr hervorgehoben, dass anders als der zeichenhafte der symbolische Ausdruck Dokument einer „Wechselbeziehung“ sei (ebd.), in der die „Form seiner Objektbeziehungen“ sich spiegelnd und zur Sprache kommend herausbilde (ebd.).

2. Jacques Lacan hat die daraus sich entwickelnde *symbolische* Ordnung beschrieben, in der partialisiert-körperhafte Objekte eine Art „neues Register, eine neue Ordnung ...“, die Ordnung des Wortes“ bilden (Lacan, 1954, S. 52) und im Innern dieses Ordnungssystems das *Symbol* als ein Werkzeug zur Verfügung haben, mit dem die Welt des Anderen abgetastet und begriffen sein will. In dem entstehenden Raum von Ich und Nicht-Ich herrschen zu Beginn des Lebens notwendigerweise Zustände verstörter Relationalität, da eine anzunehmende Übereinkunft voraussetzunglos wäre. Die Kinderanalytikerin Melanie Klein nennt in ihrem Buch „*Das Seelenleben des Kindes*“ (2015) diese Zustände frustrierend, aber notwendig für den Beginn des menschlichen Lebens.

3. Zuweilen ist diese symbolische Ordnung und in ihr das, was sich symbolisch herausgebildet hat, infolge von psychischer oder mentaler Beeinträchtigung beschädigt. Wie A. v. Arnim (2002, S. 79) in ihrem Beitrag „Integrierte Medizin und körperbezogene Psychotherapie“ gesagt hat, fordert uns diese Verstörtheit heraus, ihre Relationalität, ihre innere symbolhaft-gestörte Merkmalsbezogenheit wiederherzustellen. Das Ziel einer solchen Arbeit an den Symbolen wäre es, die personale Wiederherstellung nach psychosozial-beziehungshaften Störungen, d.h. deren relationale Zusammenhänge wiederherzustellen. „I've always said it is like translating a foreign language“, sagt der

Patient, der infolge solcher relationalen, genauerhin: kognitiv-logischen und im Nachgang psychosozialen Störungen mit psycho-sozialen Defiziten lebt, die ihm die Anpassung an das alltägliche Leben erschweren. (vgl. Cassirer, 1929/1975, S. 304, Anm.). Tatsächlich leidet dieser Patient daran, dass er infolge frühkindlicher Regulationsstörungen, d.h. des Bezuges zu seinen unmittelbaren Erziehungspersonen, Fehlverhaltensmuster herausgebildet hat, in diesem Fall korrigierende Hinweise mit einer Strafandrohung und körperlichen Tics verbindet.

4. Das Ziel der symbolischen Inszenierung, und das betrifft das Ziel der kunsttherapeutischen Arbeit zentral, ist es, sich um den synthetischen Aufbau, ggfs. die Rekonstruktion des *Symbolgebrauchs* zu bemühen, die Relationen der entweder isolierten Merkmalskomplexe – Roland Barthes spricht von polysemisch zu lesenden Objekten (alle Grade des Wissens, der Kultur, der Situation, der psychosozialen und besonders ästhetischen Aspekte; Barthes, 1988, S. 195) – oder die ihrer Ordnung nicht mehr gewissen Zusammenhänge der Symbole wiederherzustellen.

5. Die Rekonstruktion der affektiven Störung will im ersten Schritt „*anschaulich gestaltet werden ... durch ein Bild*“ (Jung, 1979, S. 99-100). Zwei jungianische Analytiker ergänzen: Schon in diesem Schritt sind mindestens zwei Menschen notwendig, die, sich im Symbol verstehend, zusammenkommen müssen: „Der Heiler, der selbst Krankheit und das damit einhergehende Leid erlebt hat, (ist) grundsätzlich zwischen zwei Welten verortet: der Welt der Krankheit und der Welt der Gesundheit. Dadurch ist er in der Lage, zwischen diesen Welten die Verbindung zu halten und zu vermitteln... Die eigene Wunde ist eine permanente Erinnerung daran, dass wir als Therapeuten die Heilung nicht selbst machen... Es geht vielmehr darum, ... sich dadurch auch hineinziehen zu lassen, sodass man mit verwundet wird... ‚dem Unbewussten erlaubt zu kooperieren statt zu opponieren‘ (Jung)“ (Hofmann & Roesler, 2010, S. 75 f.).

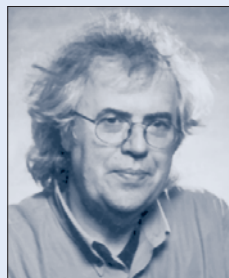
Ein Symbol, so wollen wir schließen, basiert auf einer Regel des gegenseitigen Austauschs und begründet die Beziehungen von Menschen, die sich in ihm verstehen (vgl. Ortigues, 1962). Im therapeutischen Zusammenhang kann es nur Übertragungs-gegenübertragungsgemäß, d.h. miteinander agierend in einer Beziehung, verstanden sein. Das Symbol als unbewusst-bewusste Vermittlungsinstanz vermag in seiner synthetischen Kraft die Gegensätze im Bild durchaus zu vereinigen und die ursprünglichen Relationen solchermaßen wiederherzustellen, dass sie anschaulich sind. Das Symbol wird aber dann wiederum zum bloßen Zeichen, wenn es den in ihm verborgenen Sinn völlig bloßlegt (Jacobi, 1967, S. 149), aus seiner

Ähnlichkeitsbeziehung heraustritt, sich auf ein einfaches Zeichen reduziert und aufhört, bedeutungswanger zu sein. Konstituiert „durch die Übereinanderlagerung von Bedeutendem und Bedeutetem“ (Barthes, 1963/1981, S. 38), ist es immer auf dem Weg – was sich nach Barthes dadurch erklärt, dass es „viel weniger eine (kodifizierte) Kommunikationsform ... als ein (affektives) Instrument der Teilhabe (ist)“ (ebd., S. 39).

Literatur

- Arnim, A. v. (2002). Integrierte Medizin und körperbezogene Psychotherapie. In Uexküll, Th. v., Geigges, W. & Plassmann, R. (Hrsg.), *Integrierte Medizin. Modell und klinische Praxis*. Stuttgart: Schattauer.
- Barthes, R. (1963/1981). Die Imagination des Zeichens. In ders. (Hrsg.), *Literatur oder Geschichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Barthes, R. (1988). *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Barthes, R. (1990). Zuhören. In ders. (Hrsg.), *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bauer, J. (2015). *Selbststeuerung. Die Wiederentdeckung des freien Willens*. München: Blessing.
- Brockmann, J. & Kirsch, H. (2015). Mentalisieren in der Psychotherapie. *Psychotherapeuten Journal*, 1, 15 f.
- Bühler, K. (1978). *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Hamburg: Ullstein.
- Cassirer, E. (1954). *Philosophie der symbolischen Formen*. 3 Bde. Bd. 3. Phänomenologie der Erkenntnis. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Derrida, J. (1995). *Marx' Gespenster. Der verschuldete Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Fenichel, O. (1974/1983). *Psychoanalytische Neurosenlehre, Bd. 1-3*. Hrsg. von K. Laermann. Frankfurt a. M.: Ullstein.
- Fenichel, O. (1980). *Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen. Psychoanalytische spezielle Neurosenlehre*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Fink, B. (2006). *Das Lacansche Subjekt. Zwischen Sprache und jouissance* (Aus dem Amerikanischen von Tim Caspar Boehme). Wien: Turia + Kant.
- Fordham, M. (1974). *Das Kind als Individuum*. München: Reinhardt.
- Freud, S. (1940-1968). *Gesammelte Werke (GW)*. Hrsg. von A. Freud. London, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1974). *Das Unbehagen in der Kultur*. Studienausgabe, Bd. 9. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1975). *Studienausgabe SA: Zehn Bände und ein Ergänzungsband*. Bd. 3: Psychologie des Unbewußten. Frankfurt a. M.: Fischer.

- Freud, S. (1986). *Briefe an Wilhelm Fließ, 1887-1904*. Hrsg. v. J. M. Masson. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1993). Das Unheimliche. In ders., *Der Moses des Michelangelo. Schriften über Kunst und Literatur*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Fuchs, Th., Vogeley, K. & Heinze, M. (2011). *Subjektivität und Gehirn*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Hofmann, L. & Roesler, C. (2010). der Archetyp des verwundeten Heilers. *Transpersonale Psychologie und Psychotherapie*, 16 (1), 75-90.
- Jacobi, J. (1959). *Die Psychologie von C. G. Jung. Eine Einführung in das Gesamtwerk*. 5. Aufl. Stuttgart, Zürich: Rascher.
- Jacobi, J. (1969/1977). *Vom Bilderreich der Seele. Wege und Umwege zu sich selbst*. Olten: Walter.
- Jung, C. G. (1979). Die transzendente Funktion. In *Gesammelte Werke, Bd. 8: Die Dynamik des Unbewussten*. Solothurn: Walther.
- Klein, M. (2015). *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lacan, J. (1949/1996). Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint (Bericht für den sechsten Internationalen Kongress für Psychoanalyse in Zürich, 17. Juli 1949; vgl.: Int. J. Psycho-Anal., Bd. 34/1953). In ders., *Schriften I* (S. 61-70). Weinheim, Berlin: Quadriga.
- Lacan, J. (1954/2008). Über das Symbol und seine religiöse Funktion. In ders., *Der individuelle Mythos des Neurotikers oder Dichtung und Wahrheit in der Neurose* (aus dem Französisch v. H.-D. Gondek). Wien: Turia + Kant.
- Lacan, J. (1973/1975). *Schriften I*. Olten, Freiburg i. Br.: Walter.
- Lacan, J. (1978a). *Das Seminar von Jacques Lacan – Buch XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*. Olten, Freiburg i. Br.: Walter.
- Lacan, J. (1978b) *Das Seminar von Jacques Lacan – Buch I. Freuds technische Schriften*. Olten, Freiburg i. Br.: Walter.
- Liebrucks, B. (1964 f.). *Sprache und Bewußtsein. Bde. 1-7*. Frankfurt a. M.: Akademische Verlagsgesellschaft (Bde. 1-5), Lang (Bde. 6 u. 7).
- Markowitsch, H. J. & Welzer, H. (2005). *Das autobiographische Gedächtnis: Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Mazin, V. (2015). *Freuds Gespenster*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Menzen, K.-H. (2017a). *Heil-Kunst. Entwicklungsgeschichte der Kunsttherapie*. Freiburg i. Br.: Alber-Herder.
- Menzen, K.-H. (2017b). *Neurobiologische Grundlagen der Klinischen Heil- und Sonderpädagogik. Therapie mit Bildern*. Heidelberg: Winter.
- Nemitz, R. (2016). *Eine kurze Einführung in Lacan: Das Imaginäre, das Symbolische und, vor allem, das Reale*. <http://lacan-entziffern.de> (abger. am 14.4.2017).
- Peichl, J. (2015). *Jedes Ich ist viele Teile*. München: Kösel.
- Reik, Th. (1976). *Hören mit dem dritten Ohr*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Sabasch, J. & Eberhart, B. (2016). „Dieses tiefe Begehren, zu begreifen, wer wir sind“ – Ein Interview mit dem Neurowissenschaftler Vittorio Gallese und der Schriftstellerin Siri Husvedt. *DIE ZEIT*, 1, 29.12.2016, 35 f.
- Silberer, H. (2012). Über Symbolbildung. In v. Bleuler, E. & Freud, S., (Hrsg.), *Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen, Bd. IV, 1. Hälfte*. Wien, Leipzig: Deuticke.
- Söllner, W. et al. (2016). Repräsentation früher Bindungsbeziehungen und Emotionsregulation bei Patienten mit Burnout-Syndrom. *PPmP/Psychotherapie – Psychosomatik – medizinische Psychologie*, 66/6, 227-234.
- Spitz, R. (1996). *Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr*. Stuttgart: Klett-Cotta. (Englische Erstausgabe: *The First Year of Life*, 1965).
- Stern, D. (1998). *Die Mutterschaftskonstellation*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stern, D. (2011). *Ausdrucksformen der Vitalität. Die Erforschung dynamischen Erlebens in Psychotherapie, Entwicklungspsychologie und den Künsten*. Frankfurt a. M.: Brandes & Appel.
- Strüber, N. (2016). Erste Schritte in Richtung Persönlichkeit. *Gehirn & Geist*, 10, 52-55.
- Uexküll, Th. v., Geigges, W. & Plassmann, R. (Hrsg.) (2002). *Integrierte Medizin. Modell und Klinische Praxis*. Stuttgart: Schattauer.
- Volkan, V. (1978). *Psychoanalyse der frühen Objektbeziehungen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winnicott, D. W. (1976). *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse*. München: Kindler.



Prof. Dr. phil. habil. Karl-Heinz Menzen

Hornweg 4

D-79271 St. Peter

karl-heinz.menzen@t-online.de

www.kunsttherapie-menzen.com